

sagen, die sie brauchen. Wenn irgend etwas Messianisches in Jesus und im Glauben ist, so wird es Juden und Christen viel enger zusammenschließen als diese letzte dynamische „ergänzende“ Theorie.

Daher müssen wir nochmals und wieder fragen: Was ist der Glaube?

3. Viele der westlichen Diskussionen über die Natur des Glaubens sind auf dem Boden der Gegenüberstellung von Glauben und Verstand gediehen oder der von Glauben und Leben oder Glauben und Werke. Die Schwäche solcher Erklärung und eines solchen Vergleichs ist klar: Sie werden der Tatsache nicht gerecht, daß in der Bibel Falschheit, Verrat oder Unbeständigkeit der grundlegende und häufigste Gegensatz des Glaubens ist; sie zwingen Glauben in den Bereich der „Epistemologie“, d. h. Arten der Information oder der Überzeugung oder der Ideen und Grundsätze; sie führen in nichtendende und fruchtlose Debatten und Schwierigkeiten, wie sie charakteristisch für falsch gestellte Aussagen sind; sie gehen am wirklichen Leben vorbei, an der Arbeit, am Leiden und der Freude, an der Gemeinschaft und der Verantwortlichkeit. Die biblische Wurzel von „emuna“ (Glauben) im Alten Testament weist hin auf den festen Stand, auf den gegebenen soliden Grund. Sie bedeutet, Gottes versprochene Treue mit einem in Treue geführten Leben zu beantworten. Das Verhältnis einer geliebten Frau zu ihrem Gatten wird als Beispiel und Nutzanwendung für den Glauben von mehreren Propheten gebraucht. Glaube an Gott oder Wissen um Ihn heißt Gott zum Gatten haben.

Wir können es auch anders ausdrücken, indem wir sagen: Glauben ist Bürgerschaft in dem Reich, in dem Gott König ist. Keine Bürgerschaft besteht nur in dem Verhältnis zum Haupt eines Staates, sie ist ihrer Natur nach vielmehr Mitbürgerschaft. Selbst wenn das Oberhaupt niemals zu sehen ist, so drückt das Verhalten der Mitglieder der Gemeinschaft zueinander und Fremden gegenüber ihre Loyalität aus. Durch das Betreten der Häuser von Zöllnern und Pharisäern, durch das Versammeln von Sündern und Heiligen an einem Tisch, durch das Sterben für sein Volk und die vielen Nationen, und indem er sie alle zusammen zum Bundesmahl einlud, zeigte Jesus den Charakter von Gottes Königtum wie von der Bürgerschaft der Menschen. Glaube, wie er in den Evangelien und Episteln des Neuen Testaments beschrieben ist, heißt: Die Einladung anzunehmen und auszudehnen, sich mit allen die kommen, niederzusetzen und sich des Mahls zu erfreuen, sich den ganzen Tag und jeden Tag zu verhalten als einer der vielen Partner im Bund der Liebe.

Diese Beschreibung des Glaubens mag den Anschein haben, als ob es ihr an Feinheit mangelte und manche zu weltlichen, um nicht zu sagen materialistische, Züge aufwiese.

Mag es so sein! Denn sie entspricht wenigstens den Einsichten und den Hoffnungen, die Moses, die Propheten und die Psalmisten über das Kommen und das Erkennen, die Früchte und die Herrlichkeit von Gottes Reich gehabt haben. Nichts weniger als ein Messianisches Mahl wurde das Sinnbild der Zeit der Erfüllung.

Das heißt für uns Christen: Wir können nicht den rechten Glauben haben, wenn wir uns gleichzeitig von denen absondern, die vor uns und mit uns von Gott gerufen wurden. Gott hat uns durch einen Juden Jesus eingeladen. Sein Ruf hat uns mit Juden zusammengebracht. Jesus ist keine Brücke, auf der wir hinüber- und sie herübergehen können. Er hat vielmehr die Mauer niedergerissen, die uns trennte. Er brachte uns beide an das sichere Ufer und in ein Haus. Er präsidiert an der Tafel und richtet das Mahl für uns beide.

Wir können unseren Glauben nur bekennen, indem wir sagen: Er hat uns zu ihnen geführt: das Heil kommt von den Juden. Sie leugnen nicht, daß Er uns zu Gott führt. Sie wissen, daß nur ein gläubiger Jude ein wahrer Jude ist. Und sie wissen, daß Melchisedek und Zadok, Enoch und Cyrus, Ruth und Hiob und die Kinder Ninives – jene gläubigen Heiden – ihnen und ihrer Geschichte eingegliedert worden sind. Wir alle wissen, daß wir ohne Vereinigung mit dem Volk Gottes nicht Gottes Kinder und Gottes Diener sein können und ebenso Brüder untereinander. Für uns beide ist Glauben das Leben, das uns gegeben ist, um zu vereinen, es verträgt keine Trennung, keinen Hochmut und keinen Mangel an Liebe. Es ist klar, besonders in den Paulinischen Briefen, daß das Überwinden der Trennung von Juden und Heiden der Schlüssel zum Entfernen der trennenden Mauern ist, ob sie nun zwischen Rassen, Nationen, sozialen Klassen oder Altersgruppen bestehen.³⁹ Wo Glauben ist, wird keine dieser Mauern gebraucht, um anzubeten, oder wieder aufgerichtet, um sich selbst zu behaupten.

Solcher Glaube kann nur von Gott gegeben werden. Und er muß jeden Tag neu gegeben werden. Wir können über ihn diskutieren, und wir müssen alles nur mögliche tun, um Hindernisse auf seinem Weg oder Verfälschungen seines Wesens wegzuräumen. Doch schließlich und endlich können wir nur um ihn beten – in Gebeten jedes einzelnen an seinem Platz *und* im gemeinsamen Gebet. Wenn Glauben bedeutet, daß wir Gott treu sind, treu seinem offenbarten Willen und seinen Gaben, dann werden wir auch einander treu sein, wie es sich für Brüder ziemt, die denselben Vater haben.

³⁹ Nach 1 Kor 12, 13; Kol 3, 11; Gal 3, 28; vgl. Eph 2, 11–22; 5, 20–6, 9, geht die Beseitigung der jüdisch-heidnischen Absonderung und Diskrimination voran, illustriert, und bringt mit sich die Einheit, die alle anderen Trennungen überwindet.

A Einige Bedenken jüdischerseits

Stellungnahme von Landesrabbiner N. P. Levinson, Heidelberg

Die Frage, was ein Jude über Jesus glauben kann und dennoch ein Jude bleiben, sollte wohl legitimerweise von jüdischer Seite beantwortet werden. Vom Verfasser hätte ich mir Antwort auf die Frage gewünscht, was der Christ über Jesus glauben kann und dennoch ein Christ bleiben. So hat es auch oft den Anschein, als ob sich Professor

Markus Barth an seine christlichen Brüder wendet, ohne die Frage, um die es hier geht, eigentlich zu beantworten. Einer der Hauptpunkte, die der Verfasser unserer Meinung nach jedoch nicht eindeutig beantwortet, ist der nach dem Inhalt der christlichen Botschaft. Wenn er sagt: „Die von den Christen gebrauchte Terminologie ist nicht

nur äußerlich oder dem Namen nach etwas Neues; sie versucht ein ganz neues Erleben und einen neuen Inhalt zu beschreiben“, dann scheint der Autor doch hier die Kontinuität Judentum–Christentum in Frage zu stellen. Christentum wäre demnach Entfernung vom biblischen Judentum und der Verfasser nicht allzu weit von K. L. Schmidt, dem er den extremen Standpunkt vorwirft: Je christlicher die Kirche wird, desto mehr entfernt sie sich vom Judentum. Andererseits betont aber Professor Barth, daß Judentum und Christentum nicht zwei verschiedene Häuser, sondern *ein* Haus seien, und daß Jesus die Mauer eingerissen hätte, die die Juden von den Heiden trennt. So schreibt er: „Gott hat uns durch einen Juden, Jesus, eingeladen. Sein Ruf hat uns mit Juden zusammengebracht...“ Das Christentum ist sicher eine universalistische Religion. Das mag etwas mit dem Erbe der Propheten zu tun haben, denn die Gleichsetzung: Judentum = Partikularismus, Christentum = Universalismus ist eine beliebte, aber nichtsdestoweniger falsche Polemik. Ob Jesus selber allerdings einer universalistischen Idee nachhing, ist zweifelhaft. Er hatte mit Nichtjuden bekanntlich wenig im Sinn. Er brachte also sicher nicht Juden mit Nichtjuden zusammen. Aber, wie dem auch sei, was ist heute oder sollte heute die theologische Tendenz des Christentums sein? Was bedeutet die „Ein-Haus“-Lehre Professor Barths? Ist er der Meinung von Hans-Werner Bartsch, der das Christentum von heidnischen Elementen reinigen will, um so *ein* Haus, ein biblisches, erstehen zu lassen, oder geht es ihm darum, daß „sich die Juden in ihren Sitzen zurücklehnen und... keinen festen Standpunkt für oder wider Jesus einnehmen“? Wenn also Rabbiner Schwarzschild mit seiner These recht hat, daß Professor Barth „nicht den Wunsch unterdrücken kann, Israel zu Jesus zu bringen“, dann geht es letztlich um das Verständnis Jesu, um die Christologie.

Aber dieses Verständnis Jesu ist hier so unbestimmt, so in der Schwebe gehalten, daß sich der Jude fragen muß, mit welcher Notwendigkeit er einen Standpunkt „für oder gegen“ diesen Jesus Professor Barths einnehmen muß. Barth schreibt: „Die Messianität Jesu ist bisher endgültig oder vollkommen weder Juden noch Heiden enthüllt.“ Und: „Ohne die Erfüllung dieses Versprechens (gemeint ist die Wiederkehr) von Jesus kann die Messianität Jesu nicht bewiesen werden.“ Und weiter: „Wenn Sie als Juden sich wundern, daß wir wagen, irgendwelche logischen und unzweideutigen Behauptungen zu machen, die die Identität, die Mission, und die Funktion Jesu von Nazareth betreffen, so wundern wir uns mit Ihnen.“ Ich glaube nicht, daß sich Juden darüber wundern. Allerdings wundern sie sich, daß trotz so schwankender Grundlage die Forderung erhoben wird, die Messianität Jesu solle auch von Nichtchristen anerkannt werden.

Was schließlich übrigbleibt, ist die Betonung der Immanenz Gottes. Stillschweigend wird angenommen, der Gott des AT und der Rabbinen sei der transzendente, der Gott der Christen der immanente Gott. Aber woher weiß das Markus Barth? Sicher nicht vom AT, wo nach Barths eigenem Zitat Gott im Paradies wandelt, zu den Menschen hinunterkommt. Der Gott der Bibel ist, um mit Buber zu sprechen, der Gott, dem es gefällt, „zwischen irdischen Wesen zu ruhen als seien sie die Cherubim auf der Bundeslade“. Er weilt bei denen, die demütig und gebrochenen Herzens sind und leidet mit seinen Geschöpfen. Nach rabbinischer Lehre zog seine Herrlichkeit mit Israel in das Exil. Er ist nicht nur „im Himmel“, sondern auch „unser Vater“. Weshalb also Barth ohne weiteres jene Beschrei-

bung eines „jüdischen Philosophen“ akzeptiert: „Euer Gott ist demütig; wir Juden können eine solche Demut nicht annehmen“, ist nicht einzusehen. Da Juden vielfach selber den Leidensweg des Kreuzes beschritten haben, ist für sie weder die Demut noch das Kreuz verwirrend. Die Eigenschaften der Demut und der Gnade, die als göttliche Eigenschaften dem Menschen als Vorbild gereichen sollen, können von Gott nicht weggedacht werden. Jede rabbinische Predigt bezieht sich auf sie. Wenn, wie wir glauben, Gott mit Israel seinen Bund geschlossen hat, dann gibt es keinen „Kulminationspunkt der Geschichte der Juden unter den Völkern“. Keinem Individuum, weder Mose noch David noch den Propheten, gibt die hebräische Bibel eine solche Sonderstellung, die man mit Barth als „Summe“ bezeichnen könnte. Es ist fraglich, ob sie Jesus für sich beansprucht hat. Israel versteht sich als „Knecht Gottes“, als das Lamm, das zur Schlachtbank geführt wurde. Das Heil kommt wohl von *den* Juden, aber nicht von *dem* Juden.

Die Juden der Assimilation und des „billigen Friedens“ zu zeihen steht den Christen schlecht an, auch wenn ihnen derselbe Vorwurf nicht erspart wird. Zunächst ist das Christentum seit Konstantin nicht mehr leidende und „verachtete Minderheit“. Wenn auch die westliche Welt, um mit Freud zu sprechen, samt und sonders „schlecht getauft“ ist, so leben wir doch immerhin im christlichen Abendland, und die Kirche hat sich mehr als einmal mit der Macht arrangiert. Der Mantel des Märtyrers paßt also im großen und ganzen dem heutigen Christen nicht mehr. Auch ist Märtyrertum nicht etwas, was man dem anderen vorschreiben kann. Der Satte sollte dem Hungernden keine Diät empfehlen.

Wer aber sind die Juden? Wenn man den Ausführungen Professor Barths folgt, könnte man meinen, es gäbe *sie* überhaupt nicht. Sicherlich sind Juden keine Rasse, und sie sind Menschen wie alle anderen auch. Außerdem gibt es bei ihnen viele Schattierungen von Haltungen, Meinungen, Überzeugungen. Daß aber der Wunsch nach Identität als „Stürmer“-Ideologie abgewertet wird, erscheint mir äußerst bedenklich. Wir müssen doch endlich so weit gekommen sein, auch Unterschiede, selbst zwischen Brüdern, zu akzeptieren. Hierin scheint mir überhaupt die einzige Hoffnung für die Zukunft der Menschheit zu liegen: mit den Unterschieden zu leben. Die Negierung und Nivelierung des Andersseins hat mit Brüderlichkeit wenig zu tun. Es handelt sich hier um eine Art der Gleichschaltung, die das zu eliminieren sucht, was als das eigentlich Menschliche angesehen werden kann. Natürlich hat der Jude besondere „Verpflichtungen und Versuchungen, Privilegien und Vorbehalte“. Bedeutet das, daß er als *Mensch* anders ist? Sicher nicht. Es bedeutet, daß er als *Jude* anders ist, genau wie ein Mitglied irgendeiner Gruppe, Religion, Volk, Organisation. Denn wenn es keine „Juden“ gäbe, dann brauchte man sich überhaupt nicht zu unterhalten. Auch Reform- und orthodoxe Juden haben ein Gemeinsames, und der von Barth zitierte Richard Rubenstein ist ein Schüler von Abraham Heschel. Wenn Barth den Juden nur als geschichtliches Phänomen gelten lassen will, dann führt das meiner Meinung nach zu einem gefährlichen Nationalismus. Sicher ist es heute moderner, nach der „Existenz“ als nach dem „Wesen“, der „Essenz“ zu fragen. Trotzdem ist der Jude identifizierbar – ob Baeck, Buber oder Rosenzweig – als Träger der Tora. Er ist verpflichtet auf Gott. Auch wenn Gott ihn nicht losläßt, ist es nicht unwichtig, was der Jude glaubt und was der Jude tut.

Was Barth am Ende über den Glauben sagt, ist sicher zu bejahen. Er spricht vom Glauben an das Reich, in dem Gott König ist. Das alles können wir nachvollziehen: „Mein Haus soll ein Haus des Gebets genannt werden für alle Völker“, sagt Isaias. Daß Christen wieder den gemeinsamen Urgrund, die Wurzel suchen, kann Juden nur mit Freude erfüllen. Warum aber wollen wir uns nicht mit dem gemeinsamen Haus, das nach Jesu Überzeugung viele Wohnungen hat, begnügen? Weshalb muß Jesus an der gemeinsamen Tafel präsidieren und das Mahl richten? Wenn Barth sagt: „Christen können nicht davon lassen, ihren Glauben gleichzusetzen mit dem Jesu Christi und an Jesum Christum“, dann kann ich das respektieren, aber ich verstehe es nicht und es widerspricht den einfachen biblischen Überzeugungen über den Glauben, die Barth an anderer Stelle so wirkungsvoll beschreibt.

Wenn mein Freund und Kollege Schwarzschild zu Barths Bedauern gesagt hat: „Was für Euch Christen Christus ist, ist für uns die Tora“, so hat er damit wahrlich kein „Öl

ins Feuer“ gegossen. Ist denn die Bibel eine trennende Mauer zwischen Juden und Christen? Es ist die Tora, die zum messianischen Reich führt, die zu befolgen Jesus lehrte. Denn wenn die Tora uns zusammenführt, so trennt uns Jesus von Nazareth oder jedenfalls *der* Jesus, zu dem uns Markus Barth zu führen gewillt ist.

Wenn Barth gegen die Trennung zu Felde zieht und die Einheit als eigentlichen Inhalt des Glaubens ansieht, dann ist doch die Einführung des „neuen Inhalts“ und des „neuen Erlebens“ letztlich der Grund für die Entfremdung. Auch heute noch geht Christen oft das Verständnis des gemeinsamen Erbes ab. Ich werde nie den erstaunten Gesichtsausdruck der Journalistin in Selma, Alabama, vergessen, als ich ihr versicherte, die Juden hätten „auch“ die Psalmen. Deshalb, so meine ich, ist es gut, daß der Ruf zur Einheit heute vor allem im Christentum laut wird. Dankbar sind wir Professor Barth für seine brüderliche Haltung, sein ernstes Streben. „Siehe, wie gut und wie schön ist es, wenn Brüder zusammenwohnen“, wenn auch in geteilten Wohnungen – im einen Hause unseres Gottes.

B Randbemerkungen zu Markus Barth

Von¹ Dr. E. L. Ehrlich, Basel¹

1. Es erscheint mir fraglich, ob es christlicherseits erlaubt, angängig, möglich ist, die Dogmen derart zu relativieren, wie es M. B. tut. Kann man wirklich die Dogmen nur als „Wegweiser“ bezeichnen? Sie definieren doch, was „Mysterium Jesu Christi“ verbindlich bedeutet. Daß nach christlichem Glauben Christus mehr ist, als in einem Dogma ausgesagt werden kann, entwertet nicht die Verbindlichkeit des Dogma.

2. Es dürfte die christlich-jüdische Spannung und das Schisma nicht verkleinern, wenn man sich auch der christlichen Problematik angesichts der Person Jesu bewußt ist. Aber indem M. B. von einem „Mysterium Jesu Christi“ schreibt, ist es letztlich irrelevant, in welchem Prozent- oder Mischungsverhältnis Göttliches und Menschliches sich in Jesus vereinen. Man sollte daher das Schisma nicht zu überbrücken suchen, indem man zugibt, wie schwer es auch Christen fällt, mit der Christologie und allem, was sie aufgibt, fertigzuwerden oder in der Spannung des Nichtdamit-fertig-Werdens zu leben.

3. Richtig ist gewiß, daß Christen die Messianität Jesu nicht „beweisen“ können, da bekanntlich die von den Christen erwartete Wiederkehr Christi noch nicht erfolgt ist. Das Parusieproblem war bereits für die Urkirche ein schmerzender Stachel. Und daß Juden je und je gerade darauf hingewiesen haben, hat nicht dazu beigetragen, ihnen die Freundschaft der Christen zu bringen. Christen können also nicht beweisen, daß Jesus der Christus gewesen ist. Aber sie glauben es. Und dieser Glaube bedarf offenbar nicht der Beweise. Christen stehen – wie Juden – in einer Erwartung. Aber gerade hier ist der Unterschied sehr deutlich: Von der Wiederkehr Christi hängt für die Christen schlechthin alles ab. Juden hingegen haben sich darauf eingerichtet, auch weiterhin zu warten; sie sind zwar zukunfts offen, jedoch gegenwartsbezogener wie die Christen, die weitgehend von ihrem Glaubensakt an ein Ereignis aus der Vergangenheit leben und darauf warten,

dieser Akt werde in der Parusie seine Beglaubigung finden. Dieser Glauben schließt gewiß eine christliche Gemeindebildung mit ihren zahlreichen sozialen Aufgaben nicht aus, gibt ihr aber seine spezifische Ausrichtung. Juden haben, solange sie in der Erwartung stehen, ein Gut erhalten, damit sie die Erwartungszeit in Würde bestehen: Die Tora. Paulus hat den Christen dieses Heilsgut genommen und ihnen dafür den Glauben an den Auferstandenen gegeben. Noch deutlicher kann das Schisma kaum formuliert werden. Von einer „gemeinsamen Hoffnung“ sollte in diesem Zusammenhang daher nicht mehr gesprochen werden. Die Christozentrik ist nicht die Hoffnung des Judentums. Hier geht es nicht darum, ob moderne Juden dem Menschen Jesus viele positive Seiten abgewinnen können, sondern ob sie glauben, er sei am dritten Tage auferstanden, und die sakramentale Verbindung mit dem Auferstandenen verbürge dem Menschen gegenwärtiges und zukünftiges Heil. Eine Bitte an M. B.: In allem berechtigten Verlangen, mit den Juden ins Gespräch zu kommen, möge er nicht verharmlosen (und da wir beide schweizerdeutsch reden, „vernütigen“), was viel zu spannungs- und emotionsgeladen ist, um ignoriert zu werden. „Christen und Juden als Brüder in der Erwartung geeint“, ist vielleicht der Wunschtraum eines humanen Christen. Christen und Juden sind aus sehr genau definierbaren Gründen nicht geeint, deshalb sind sie eben Christen *und* Juden. Was ihre Brüderlichkeit anbetrifft, so folgt diese nicht aus künftiger Einung, sondern aus biblischer Ethik. Und die Frage, warum die Ethik den Juden gegenüber von Christen allzuoft außer Kraft gesetzt wurde, scheint mir ein nützlicheres Gesprächsthema zu sein, als das Problem einer gemeinsamen Hoffnung, die eben nun doch nicht gemeinsam ist. Ohne jede Polemik oder Ressentiment meine ich: Reden wir doch darüber, wie wir miteinander diese Welt etwas wärmer, etwas anständiger, etwas friedlicher, etwas spannungsloser, etwas menschenwürdiger gestalten können. Lassen wir den Christen die Freude an ihrem Glauben, und lassen wir die Juden Juden sein, so und genauso wie

¹ Dr. E. L. Ehrlich ist der Europa-Direktor der B'nai Brith Vereinigung.